Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROUSSEAU IN WECHSELNDER BELEUCHTUNG

Zu einigen deutschsprachigen Neuerscheinungen

Der nächstliegende und anregendste Weg zur Begegnung mit dem Menschen Rousseau führt nach wie vor und vor allem über die Lektüre seiner *«Confessions»*, ob man sich dabei nun der hervorragenden Pléiade-Edition von *Bernard Gagnebin* und *Marcel Raymond* oder der guten deutschen Übersetzung von *Ernst Hardt* bediene [1]. Nicht dass der Wert dieser Autobiographie je unbestritten gewesen wäre, im Gegenteil. Prominente Zeitgenossen befürchteten, nicht ohne Grund, unliebsame Enthüllungen und bösartige Verleumdung, und Madame d'Epinay, die frühere Gönnerin und Vertraute des Philosophen, rief nach der Polizei, um ein Publikationsverbot zu erwirken. Auch die wissenschaftliche Forschung ist mit den «Confessions» scharf ins Gericht gegangen, aus inhaltlichen wie aus formalen Gründen. Da gab es Ungenauigkeiten der Chronologie zu berichtigen, entstellte Fakten zu rekonstruieren, verzerrte Porträts zu entzerren und überhaupt die mangelnde Diskretion des Autors bei der Darstellung seiner Umwelt wie seiner selbst zu tadeln; und darüber hinaus boten die Komposition des Werks, der brüske Wechsel der Erzähltempi, die zwischen schriller Anklage und weinerlicher Selbstbezichtigung schwankende Tonalität des Stils immer wieder Anlass zur Kritik. Doch alle diese Einwände haben, wie berechtigt sie im einzelnen auch waren und sind, die Faszinationskraft, welche von dem unvergleichlichen Buch ausgeht, nicht zu mindern vermocht. Woran das liegen mag? Doch wohl letztlich an der unausweichlichen Präsenz einer genialen Individualität, die sich in diesen Aufzeichnungen manifestiert. Um es mit den Worten *Jean Guéhénnos,* einem der engagiertesten unter den Rousseau-Biographen, zu sagen: *«Nul n'aura plus vigoureusement enseigné que le premier devoir est d'être soi, ce qui n'implique aucune ambition, aucun arrivisme, mais nous approche de l'authenticité. C'est le service qu'il aura rendu à ses ‚frères', à ses ‚semblables', qui sont autant d'autres ‚moi', d'autres individus, dont le contrat social devrait établir et sauver la dignité.»*

Will man sich Rousseau auf einem reizvollen Umweg nähern, so bietet sich *Lion Feuchtwangers* historischer Roman *«Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jacques Rousseau»* an, der eben als Lizenzausgabe des Ostberliner Aufbau-Verlags auch im Westen erschienen ist [2]. Feuchtwanger befasst sich mit den letzten Lebensmonaten des Philosophen und mit der Wirkung seines Werkes auf die Französische Revolution. Das Buch setzt ein mit der Ankunft Jean-Jacques' auf dem Landsitz seines Bewunderers, des Marquis de Girardin, in Ermenonville bei Paris. Rousseau selbst bleibt dem weiteren Verlauf der Handlung weitgehend ent-

rückt; er erscheint hin und wieder fernab in Parkalleen melancholisch dahinwandelnd, wird aber für den Leser fast ausschliesslich in den Gesprächen greifbar, wie sie in seiner Umgebung über ihn geführt werden. Dieser Kunstgriff gestattet es Feuchtwanger, in schöpferisch freiem Umgang mit den Fakten eine Reihe von Personen verschiedenen Standes und unterschiedlichen Naturells auftreten zu lassen, die aber alle, jede auf ihre Art, im Bannkreis des berühmten Mannes stehen. Wir begegnen der sinnenfreudigen Thérèse Levasseur, der langjährigen Freundin und schliesslichen Ehefrau des Philosophen sowie deren schlau berechnender Mutter; wir verfolgen das Aufblühen und Welken zarter Beziehungen zwischen dem nach den Prinzipien des *«Emile»* erzogenen Sohn des Marquis und seiner anakreontischen Jugendgespielin Gilberte; wir werden Zeugen der düsteren Machenschaften des Pferdeknechts Nicolas und der harmloseren Reaktionen der Dorfbevölkerung auf Rousseaus Anwesenheit. Immer deutlicher wird Fernand, der Sohn des Marquis, zur tragenden Figur der Erzählung. Heimlich nimmt er Einsicht ins sorgfältig verborgene Manuskript der «Confessions» und findet seine Wertschätzung für den Freund des Vaters einer harten Bewährungsprobe ausgesetzt – auch dies ein glänzender Einfall Feuchtwangers, der es ihm sowohl erlaubt, Rousseaus authentische Aussagen in den Roman einzuführen, als auch Sein und Schein raffiniert gegeneinander auszuspielen.

Der zweite Teil von Feuchtwangers historischem Roman schildert anschaulich die Vorgänge im Zusammenhang mit Rousseaus Tod, die Trauer der Verehrer, die hinterhältigen Mutmassungen der Gegner, die Gier jener, die aus dem Nachlass des Verstorbenen, aus der verlogenen Pflege seines Andenkens ihren Profit zu ziehen trachten. Fernand de Girardin, angewidert von diesen Vorgängen, verlässt das Gut seines Vaters und schifft sich ein nach Amerika, um in den Befreiungskriegen für die Sache seines Lehrers Rousseau einzutreten.

Gegen den Schluss dieser «histoire romancée» verlagert sich das Geschehen von der Provinz nach Paris. Fernand ist nach Frankreich zurückgekehrt; er hat am Unabhängigkeitskrieg teilgenommen, hat das Sklavereiproblem in den Südstaaten und in Westindien studiert, hat begriffen, dass die Idee sich nie rein in die Realität umsetzen lässt. In Paris überstürzen sich die Ereignisse: Sturm auf die Bastille, Fluchtversuch des Königs, Tuileriensturm und Septembermorde, Schreckensherrschaft. Fernand stellt sich auf die Seite der Jakobiner, vorausahnend, dass die Welle, die er auslösen hilft, ihn selbst überrollen wird. Man steckt ihn seines adligen Namens und vermeintlich reaktionärer Umtriebe wegen ins Pariser Untersuchungsgefängnis «La Bourbe», wo er, im Gespräch mit den übrigen Gefangenen, der Ausstrahlungskraft inne wird, die Rousseau, seine mythisch verklärte Persönlichkeit mehr noch als sein Werk, auf alle Volksschichten ausübt. Wieder in Freiheit gesetzt, verfolgt Fernand die gegen den Willen seines Vaters, des durch Resignation mild gewordenen Marquis de Girardin, vollzogene Überführung der sterblichen Reste Rousseaus ins Pantheon; das Buch schliesst unter den

Klängen der Marseillaise und mit einer Grabrede Robespierres.

Man mag von der literarischen Biographie, jenem typischen Geistesprodukt des bürgerlichen Zeitalters, das sich heute paradoxerweise im kommunistischen Kulturbereich besonderer Wertschätzung erfreut, denken, wie man will: Es lässt sich nicht bestreiten, dass Feuchtwangers Buch nicht nur durch die raffinierte, den Meister dieser Kunstform verratende Konstruktion besticht, sondern auch – etwa in den Passagen, welche den Beziehungen des alten Girardin zu Jean-Jacques gewidmet sind, oder in den Szenen, die, in deutlicher Anlehnung an *Anatole France' «Les dieux ont soif»* im Pariser Untersuchungsgefängnis spielen – den Geist jener Epoche glaubwürdig zu beschwören weiss. Die Sprache, welche nur gelegentlich, da etwa, wo es um das Intrigenspiel vor Rousseaus Tod geht, verfehlte Anleihen bei einem expressionistischen Dämonismus aufnimmt, wie er das Frühwerk von Feuchtwanger oder Wassermann kennzeichnete, bleibt in der Regel leicht, luftig und transparent. Das Phänomen der ausserordentlichen Wirkung Rousseaus wird – darin trifft sich Feuchtwanger mit der einschlägigen Darstellung *Daniel Mornets* über *Les origines intellectuelles de la Révolution française»* – richtig gesehen; es sind nicht des Philosophen politische Schriften gewesen, welche so entscheidend zum Umsturz beigetragen haben, sondern es waren ein paar stark vereinfachte Grundideen, jene vom unabdingbaren Glückanspruch des wesensmässig guten Menschen etwa, welche die Massen zu ergreifen vermochten.

Einen noch erheblich weitergehenden Versuch, bei der Annäherung an Rousseau auf wissenschaftliche Forschungs- und Darstellungsmethode zu verzichten, legt der 1927 im Saarland geborene Schriftsteller *Ludwig Harig* vor [3]. Die zentrale Absicht des als Roman deklarierten Buches von Harig ist es, *«die Geschichte vom Ursprung der Natur im Gehirn und vom Ursprung der Kultur in den Eingeweiden und damit die ganze Lebensgeschichte Jean-Jacques Rousseaus aufzuschreiben»*. Mit andern Worten: Harig geht aus von den Widersprüchlichkeiten im Denken und Sein des Philosophen, die sowohl Quelle seiner Leiden wie Ursprung seiner Kreativität waren. Der erklärte Naturfreund, der sich von der Stadt nicht zu lösen vermag; der Günstling der Aristokraten, der sich nur dem Volk verpflichtet weiss; der Einfältige, der sich mit den ausgeklügeltsten Argumenten zum Advokaten ebendieser Einfalt macht; der Pädagoge, der, wie Voltaire enthüllte, seine Kinder ins Findelhaus schickt; der Kranke, der mit seiner Gesundheit prahlt – dieser janusköpfige Rousseau ist es, der im Mittelpunkt von Harigs Buch steht.

Neu ist eine Sehweise, welche solche Ungereimtheiten betont, selbstverständlich nicht; bereits der kluge *Friedrich Melchior Grimm,* einer der Erzfeinde Rousseaus, schrieb in seiner *«Literarischen Korrespondenz»* an den deutschen Leser: *«Niemand beherrscht die Kunst, Sie durch spitzfindige und zweideutige Gedankengänge zu einem Schluss hinzuführen, der Ihrem Ausgangspunkt genau entgegengesetzt ist, so wie er.»* Neu und ungewöhnlich ist allenfalls Ludwig Harigs Darstellungsmethode. Denn sein Buch ist in Wahrheit weder Bio-

graphie noch Roman, obwohl der Verlag durch die Art der Aufmachung dem potentiellen Käufer beides suggerieren will. Was Harig bietet, sind sympathetische Randglossen zur Lektüre der «Confessions», in denen die Widersprüchlichkeiten von Rousseaus Persönlichkeit genussvoll ausgebreitet und mehr oder minder geistreich kommentiert werden. Man nehme beispielsweise Rousseaus Beziehung zu Thérèse Lavasseur. Harigs Kommentar: «*Therese spürte mit einem Mal eine Neigung zu Rousseau, und Rousseau spürte gleichzeitig eine Neigung zu Therese. Thereses Neigung entsprang der Dankbarkeit, und sie würde ihr ganzes Leben lang dankbar bleiben. Rousseaus Neigung entsprang dem Widerspruchsgeist, und er würde sein Leben lang ein Widerspruchsgeist bleiben. Therese glaubte, in Rousseau einen redlichen Menschen zu sehen, und sie täuschte sich nicht. Rousseau glaubte, in Therese ein gefühlvolles Mädchen zu sehen, und auch er täuschte sich nicht. Obwohl sie beide sehr schüchtern waren, taten sie sich bald zusammen.*» Oder Rousseaus Verhältnis zu Voltaire: «*Voltaire hatte zwar die Sachfrage gestellt, aber die Sachlichkeit hatte ihn bewogen, auch die Menschfrage sachlich zu erörtern; Rousseau dagegen hatte die Menschfrage aufgeworfen, und die Menschlichkeit hatte ihm eingegeben, auch die Sachfrage menschlich zu behandeln. Der dichte Mensch Voltaires, im schalen Gefühl des Nichts, sass mitten in der Kultur zwischen den lasterhaften Festsetzungen; der undichte Mensch Rousseaus aber, im süssen Gefühl des Daseins, er ging hinaus in die Natur, und so geht er dem tugendhaften Vorschein entgegen.*»

In dieser Weise plaudert Harig munter paraphrasierend über mehr als dreihundert Seiten fort. Die verschiedenartigsten und zuweilen abseitigsten Assoziationen, welche Rousseaus Text bei diesem Leser auslöst, werden zu Papier gebracht, ohne dass ihre erhellende Relevanz überprüft würde; die kuriosesten Bezüge zur geistigen Aktualität unseres Jahrhunderts, zu Frisch und Ionesco, zu Adenauer und Frau Noelle-Neumann, zu Max Weber und Oscar Wilde werden gesponnen; und der Wortlaut der «Confessions» gibt Anlass zu Sprachspielereien, die zuweilen allzu sehr ins Verkrampft-Originelle, ja sogar in schlichte Blödelei abgleiten.

Warum ist die Lektüre von Ludwig Harigs «Rousseau» vorwiegend langweilig, gelegentlich auch ärgerlich? Hauptsächlich, so will uns scheinen, aus zwei Gründen. Erstens gelingt es Harig nie, seinem Kommentar jene kontrapunktische Eigenbedeutung zu verleihen, die der Stimme Rousseaus standzuhalten, diese zu akzentuieren vermöchte: Die Randglossen bleiben beliebig austauschbares ornamentales Beiwerk, das in seiner vokabularischen Üppigkeit freilich hie und da einen eigentümlichen Reiz zu gewinnen vermag. Ferner zeigt es sich, dass des Autors Grundidee einer dialektischen Entfaltung von Rousseaus Charakter und Werk zu wenig konsequent verfolgt wird und durch sich häufende spielerische Wiederholung ermüdet. Man könnte sich beispielsweise denken, dass Harig in der Form des knappen geistreichen Dialogs, die Diderot so meisterhaft beherrschte, Rousseau mit einem «*Emile*», der erwachsen und widerspenstig geworden ist, konfrontierte, oder ihn

einem *«Edlen Wilden»*, der wie Voltaires *«Ingénu»* zu räsonnieren weiss, Red und Antwort stehen liesse – in einem solchen kluggeführten Gespräch müsste die Antithese Natur-Gesellschaft ihren heuristischen Wert erweisen, und der Leser könnte vertieften Einblick in die Problematik einer Person und eines Zeitalters gewinnen. In vereinzelten Ansätzen scheint Harig die Möglichkeit einer solchen literarischen Darstellungsweise auch geahnt zu haben; aber es ist ihm offensichtlich nicht gelungen, sein schriftstellerisches Talent im Dienst an der Sache zu zähmen. So wirkt denn sein «Roman» auf weite Strecken bloss als ein wenig überzeugender Versuch, sich auf Kosten eines interessanten Themas interessant zu machen.

Dem Faszinosum «Jean-Jacques» mit der Methode herkömmlicher biographischer Darstellung beizukommen, unternimmt *Kurt Seeberger* mit seinem auf zwei Bände berechneten *«Rousseau»*, dessen erster Teil soeben erschienen ist [4]. Der Autor will *«den Menschen Rousseau ebenso wie die Entwicklung seiner Ideologie»* in allgemein verständlicher Form vorführen; was die leicht zugänglichen Kurzdarstellungen von *Georg Holmsten* und *Wolfgang Ritzel* für das Verständnis von Rousseaus Lebensweg und seiner Weltanschauung geleistet haben [5], soll hier mit einer detaillierten und umfassenden Gesamtsicht neu erschlossen werden.

Nun steht die grossangelegte biographische Darstellung, wie Seeberger sie in Angriff genommen hat, bei der deutschen Historikerschaft zurzeit in geringem Ansehen; die Funktion des personalen Elements in der Geschichte, tönt es allerorts von den Kathedern, sei sozialgeschichtlich irrelevant und erkläre nicht die entscheidenden historischen Prozesse, deren auslösende und mitbedingende Ursachen, deren Struktur und Gesetzmässigkeiten es zu erhellen gelte. Doch dergleichen wissenschaftstheoretische Überlegungen stören Seeberger nicht. Unbekümmert und mit spürbarem Behagen ruft uns der Erzähler die wichtigsten Stationen von Rousseaus persönlichster Entwicklung in Erinnerung: Herkommen der Familie und Kindheit in Genf; die Idylle mit Madame de Warens in Annecy; erster Pariser Aufenthalt und musikalische Versuche; Intermezzo als diplomatischer Sekretär in Venedig; erneuter Pariser Aufenthalt und Begegnung mit dem Kreis der Enzyklopädisten. Der erste Band schliesst mit einer Interpretation der berühmten ersten Preisschrift *«Über die Wissenschaften und Künste»* für die Akademie von Dijon aus dem Jahre 1750.

Um das Lob vorwegzunehmen: Die Unbekümmertheit gegenüber wissenschaftstheoretischen Forderungen, mit der Seeberger zu erzählen weiss, kommt dem Fluss seiner Darstellung und ihrer Verständlichkeit zweifellos zugute. Zwar verzichtet der Autor durchaus nicht auf den Beizug einschlägiger Forschungsarbeiten, wo es um präzise Faktenklärung geht; er versteht es aber, seinen Bericht dadurch unbelastet mit viel einfühlendem Verständnis für den schwierigen Gegenstand voranzutreiben. Jene Epoche im Leben des Jean-Jacques, da dieser sich, mit Jean Starobinski zu reden, wie Don Quijote in die Strassen des Lebens stürzte, um dem Wunder zu begegnen, wird glaubwürdig

präsent. Bewundernswert ist das didaktische Geschick, mit dem Seeberger auch den Laien zur Lektüre zu verführen sucht, nicht nur durch die Klarheit seines Stils, sondern auch durch die umsichtige, gelegentlich freilich sehr vereinfachende Einführung unumgänglicher Grundbegriffe wie Calvinismus, Deismus, Aufklärung.

Die Gegner der Biographie unter den Fachhistorikern wird Kurt Seebergers Lebensbeschreibung Rousseaus allerdings mit Sicherheit nicht zu bekehren vermögen. Denn Seebergers Sicht ist tatsächlich eine dezidiert personalistische, die sich, zumindest in diesem ersten vorliegenden Band, nur selten und flüchtig auf grössere historische Zusammenhänge richtet. Konsequent werden die «Confessions» zum eigentlichen Kernstück dieser Darstellung, und zwar in solchem Grade, dass sich Seebergers eigener Text über Seiten hin wie die erläuternde und verbindende Legende zu ausgewählten Zitaten liest. Schlimmer: Die weitausholende Anlage der «Confessions» bestimmt so sehr den Erzählrhythmus dieser Biographie, dass man sich frägt, wie der Autor mit dem wechselvollen weiteren Verlauf von Rousseaus Leben und insbesondere mit dem interpretatorischen Hauptteil seiner Arbeit auf überblickbarem Raum zu Rande kommen wird.

Nein – diejenigen, welche das Studium der Einzelpersönlichkeit als historisch unerheblich und überholt bezeichnen, wird Seeberger nicht für sich gewinnen können, es sei denn dadurch, dass er sie in ihrem Vorurteil bestätigt. Dabei böte gerade eine Rousseau-Darstellung Gelegenheit, zu demonstrieren, dass die Lebensbeschreibung ihre Rechtfertigung nicht so sehr aus dem gewiss meist beschränkten Einflusspotential eines bestimmten Individuums bezieht, als vielmehr aus der Tatsache, dass sich oft im Individuum das Wesen einer Epoche, die unterschwelligen Tendenzen eines historischen Prozesses am greifbarsten manifestieren. Der Historiker *Reinhard Wittram* hat die Biographie einmal als *«einen sorgfältig geschliffenen Spiegel»* bezeichnet, *«der die Veränderungen seiner Zeit dank der besonderen Zusammensetzung des auf eine Person konzentrierten Überlieferungsmaterials zuverlässig aufzufangen vermag»*. Zu einem solchen Spiegel müsste, meinen wir, auch eine Rousseau-Biographie werden, wenn es gelänge, das Individuelle aus dem privaten Kontext der Rückbesinnung und Selbstverteidigung der «Confessions» vermehrt herauszulösen und ins Allgemeine der herrschenden gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse zu heben.

Es sei gestattet, an zwei Beispielen zu verdeutlichen, was wir meinen. In seinen «Confessions» schreibt Rousseau, er sei geboren *«dans une famille que ses mœurs distinguaient du peuple»*. Ausschliesslich vom Kontext der Autobiographie her verstanden, bedeutet dieser Satz kaum mehr als einen Hinweis subjektiver Art auf die besondere Gunst der familiären Situation. Der Biograph, der Rousseau auch objektiv als Produkt und Repräsentant einer bestimmten Epoche verstehen will, dürfte nicht versäumen, genau abzuklären, wie dieser Satz in Kenntnis der damaligen Gesellschaftsstruktur der Stadtrepublik Genf zu werten ist. Welcher Stellenwert kommt, so gesehen, dem Begriff «Volk» zu? Und worin liegt das Besondere be-

gründet, wodurch sich die Familie Rousseau vom «Volk» abhebt? Die Antwort auf eine solche Fragestellung, die nur unter Beizug sozialgeschichtlicher Forschungsarbeiten gegeben werden könnte, würde, zu Rousseau zurückführend, die Klärung weiterer Fragen erleichtern. Was ist etwa darunter zu verstehen, dass sich Rousseau gegenüber Voltaire als *«citoyen de Genève»* bezeichnet? Worin unterscheidet sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Bürger von Genf von einem Bürger aus Paris? Inwiefern könnte der Volksbegriff des *«Contrat social»* durch die Genfer Erfahrungen Rousseaus geprägt sein?

Ein anderes Beispiel. In den «Confessions» stellt Rousseau den Augenblick, da er auf dem Weg nach Vincennes von der Ausschreibung eines Preises der Akademie zu Dijon hört, als eine «Erleuchtung» dar, in der sich ihm seine Berufung zum Schriftsteller offenbart habe, eine Selbstdeutung, die, wie *Jean Starobinski* kürzlich gezeigt hat, durchaus tiefgründige Einsichten ermöglicht[6]. Der Biograph indessen, dem die Spiegelfunktion der historischen Persönlichkeit wichtig ist, wird diese Erleuchtung in weiter gespannten Zusammenhängen sehen müssen. Er wird mit seinen Fragestellungen von aussen an das Phänomen heranzutreten haben. Wodurch sah man sich um 1750 in Dijon – und gerade hier! – veranlasst, der Öffentlichkeit die Frage vorzulegen: *«Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les mœurs?»* Welcher Thematik waren in jenem Zeitraum die Preisausschreibungen anderer Akademien gewidmet? Wie sind, vom zeitgenössischen Bewusstseinshorizont her gesehen, Begriffe wie «sciences» und «arts» zu verstehen? Die Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen würde, auch wenn sie nur approximativ erfolgen könnte, jener «Erleuchtung» nichts von ihrer subjektiv erfahrenen Bedeutung nehmen, wohl aber deren historische Tragweite relativieren.

Dass Seeberger sich auf derartige Fragestellungen nicht einlässt, sondern sich mit dem Standort und der Sehweise des Autors der «Confessions» weitgehend identifiziert, macht den Hauptmangel des ersten Teils dieser Lebensbeschreibung aus. Ein heutiger Biograph müsste, so will uns scheinen, gegen die Faszinationskraft der «Confessions» anzuschreiben suchen; seine Aufgabe wäre, eine wissenschaftliche Gegenposition zu entwickeln, die der Authentizität des Dichterischen eine zusätzliche Dimension erschliesst, indem sie ihr zu widerstehen weiss. Gewiss eine ungemein schwierige Aufgabe, die das Scheitern beinahe schon zur lässlichen Sünde werden lässt.

Urs Bitterli

[1] Bernard Gagnebin, Marcel Raymond (Hrsg.), Rousseau, Œuvres complètes, Bd. I, Paris 1959. Jean Jacques Rousseau, Bekenntnisse. Frankfurt a. M. 1971. – [2] Lion Feuchtwanger, Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jacques Rousseau. Frankfurt a. M. 1978. – [3] Ludwig Harig, Rousseau. München 1978. – [4] Kurt Seeberger, Jean Jacques Rousseau oder Die Rückkehr ins Paradis, Bd. I, München 1978. – [5] Georg Holmsten, Jean-Jacques Rousseau in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1972, und Wolfgang Ritzel, Jean-Jacques Rousseau, 2. Aufl., Stuttgart 1971. – [6] Jean Starobinski, Rousseaus Anklage der Gesellschaft. Konstanzer Universitätsreden. Konstanz 1977.

«OFFENE NICHTÜBEREINSTIMMUNG» ODER «MITMACHEN»?

Betrachtungen zu zwei neuen Büchern

Schlaflose Tage: der neue Roman des heute in der BRD lebenden DDR-Autors *Jurek Becker* ist von der westdeutschen Kritik mit Begeisterung aufgenommen worden; über Wochen hält er seinen Platz auf der Bestenliste [1]. Man könnte, skeptisch gegen so viel Übereinstimmung, auf einmal unsicher werden, ob das Buch auch mit so uneingeschränktem Lob aufgenommen worden wäre, stammte es von einem westdeutschen Autor, und ganz allgemein fragen nach den Gründen für die gegenwärtig so starke Anziehungskraft der ostdeutschen Literatur. Fesselt uns das gewissermassen exotische Milieu einer anderen, einer unheimlichen, uns bedrohlichen Gesellschaftsform, oder bestimmt uns vielmehr der Wunsch (fast eine Gier) nach gradlinig, ohne Sprünge und Brüche erzählten Geschichten? Gerade beim neuen Buch von Jurek Becker ist auffallend, wie ausführlich in Rezensionen die Story behandelt wird, als gäbe es im Buch nur dies: die Geschichte eines Mannes, der als Siebenunddreissigjähriger durch eine nervöse Herzstörung daran gemahnt wird, dass sein Leben vergänglich ist und dass er daran ist, es mit Belanglosem zu vertun, der sich aus seiner Ehe löst und als Lehrer immer mehr Zweifel, Selbständigkeit und Widerstand zeigt und die Schüler auch dazu erziehen will, sein Verhalten aber mit Entlassung aus dem Schuldienst bezahlt.

Aber freilich gilt auch für dieses Buch, dass mit einer Nacherzählung nichts gesagt ist; ja, so vordergründig, klar, dominierend die Geschichte wirken mag: nicht sie trägt das Buch, vielmehr lebt es aus einzelnen Sätzen, Szenen, Bildern, in denen die Geschichte und die Hauptfigur Tiefe gewinnen. Eine dieser Stellen sei hier skizziert, weil sie eine Art Schlüsselszene zum ganzen Buch darstellt:

Nachdem der Lehrer Simrock, über längere Zeit von Sorgen bedrängt, so zerstreut Schule gehalten hat, dass es den Schülern auffallen musste, meldet sich einer mit der Frage, ob ihm etwas fehle und ob sie, die Schüler, ihm helfen könnten. Simrock erlebt diese Frage nicht etwa – wie man vielleicht erwarten könnte – als aufdringlich oder als einen Beweis seiner mangelnden Autorität, sondern als beglückend, und er antwortet, der Wahrheit entsprechend, dass er bedrückt sei, weil seine Freundin im Gefängnis sitze, und dass die Kinder ihm in diesem besonderen Fall weder raten noch helfen könnten.

Die wenigen hier zusammengefassten Seiten können vielleicht erklären, warum der westliche Leser von diesem Buch gefesselt wird, und zwar auf eine nicht nur oberflächliche Weise. Die Szene spielt freilich in der DDR und hat auch Bezug zur spezifischen gesellschaftlichen Situation; aber so, wie sie erzählt ist, könnte sie sich in jeder Gesellschaftsform abspielen, vielmehr: das Verhalten der Schüler wie des Lehrers, so selbstverständlich-menschlich es zu sein scheint, steht quer zu den geltenden

Unterrichts- und Umgangsformen hier wie dort. Denn: der Lehrer wird nicht als der Überlegene dargestellt, sondern in seiner augenblicklichen Schwäche, er reisst nicht mit, verkörpert nicht die immer wieder gewünschte Führernatur; aber seine Schwäche macht ihn nicht zum Opfer der Klasse, weckt vielmehr bei den Kindern eine erwachsen wirkende Hilfsbereitschaft, in der wiederum die Auswirkung seines früheren Unterrichts, eines ihm wohl kaum bewussten neuen Verhaltens zu sehen ist; die Schüler haben offensichtlich gelernt, Menschen wahrzunehmen und wenigstens in Ausnahmesituationen aus ihrer üblichen Passivität herauszutreten.

Freilich sind die Verhältnisse in der DDR nicht einfach mit den unseren gleichzusetzen. Kein Lehrer wird bei uns rundweg entlassen, weil er die Schüler darauf hinweist, dass die Teilnahme an der Maifeier freiwillig sei (statt sie, unter der Wahrung des Anscheins der Freiwilligkeit, zu manipulieren) oder weil er einem Offizier in der Schulstunde unbequeme Fragen stellt. Aber es ist auffallend, wie zurückhaltend Becker die Zeichen der spezifischen gesellschaftlichen Realität setzt. Es ist unmöglich und unrichtig, das Buch einfach als ein Sittengemälde aus der DDR zu lesen; es enthält, anspruchsvoller, strenger und verbindlicher, die Geschichte einer Selbstfindung, beschreibt die Entwicklung eines Mannes, der sich so sehr der Realität angepasst hat, dass er darüber sich selbst verlor, und zwar bis zu einem Grade, dass er selber nicht mehr wusste, worunter er litt – und der nun, spät, begreift, dass *«wer seine Vorbehalte aufgibt, sich selber aufgibt»* und sich zu dem entschliesst, was Becker mit einem treffenden Ausdruck die *«offene Nichtübereinstimmung»* nennt. Allerdings gibt es kein politisches Happy End, der Widerstand bleibt, äusserlich gesehen, erfolglos: der entlassene Lehrer gerät ins gesellschaftliche Abseits, auf einen völlig subalternen Posten (als Beifahrer eines Chauffeurs, der Brot ausführt), aber er hat so viel Kraft gewonnen, dass er ein Angebot der Behörde ablehnt, ihn wieder als Lehrer einzustellen, wenn er seine «Schuld» zugibt.

*

Die Geschichte einer Selbstfindung also – aber einer teuer bezahlten Selbstfindung. Könnte dies ein Grund sein (um noch einmal auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen), was den westlichen Leser an diesem Buch anzieht: dass er darin einen Mut und eine Konsequenz bewundert, ein Verhalten, von dem er nicht sicher ist, dass er unter vergleichbaren Umständen dazu fähig wäre, ja das sich auch in unseren weit weniger harten und gefährlichen Bedingungen nicht allzu häufig findet? Aber das ist freilich nur eine unbeweisbare Vermutung – die Schlagworte der Zeit scheinen ihr allerdings nicht unrecht zu geben. Es ist offensichtlich: in den letzten Jahren geht das Gespenst der Resignation um in Europa. Unter den vielen abnützungsgefährdeten Begriffen ist «Resignation» einer der verbrauchtesten und fragwürdigsten. Modisch ist er seit spätestens diesem Jahr, dem Jubiläum der 68er Bewegung, geworden. Die Gegenüberstellung ist klar und plastisch, sie scheint auch überzeugend:

1968 das Jahr der Hoffnung und des Aufbruchs, 1978 das Jahr der Resignation. Ein «Weltwoche-Report» belegt denn auch die Resignation bei der heutigen Jugend, eine Fernsehsendung diejenige der Literatur.

Die Frage nach dem resignativen Zug in der gegenwärtigen Literatur lässt sich vielleicht veranschaulichen und zugleich präzisieren, wenn man eines der Bücher, die diese Tendenz vertreten, näher betrachtet. Geeignet scheint mir dazu der gleichzeitig mit Beckers Werk erschienene Roman *Otto Marchis: Rückfälle* [2]. Die Verbindung mit Becker mag befremden: auf der einen Seite das ausgereifte Werk eines renommierten Autors, auf der anderen Seite der Erstling eines jungen Schweizers, der sich bisher als Journalist einen Namen gemacht hat und dessen Roman noch einige Unsicherheiten vor allem im Sprachlichen aufweist. Jedoch sind oft die überraschenden Kombinationen ertragreich, und es ist nicht abzustreiten, dass Marchis Buch in einem auffallenden, einen Vergleich geradezu provozierenden Gegensatz zu dem Bekkers steht: als sei darin die Geschichte des Lehrers Simrock ins Negative gedreht.

Marchi lässt sein Buch dort beginnen, wo Becker aufhört: bei der Kündigung seines namenlosen Protagonisten, der seine Arbeit als Werbefachmann teils aus unbestimmten umweltschützlerischen, teils aus weltanschaulichen Gründen aufgibt, zu sich selber kommen und im Rahmen des Möglichen die ihn umgebende Welt verändern möchte. Der Entschluss zum Ausscheren liegt also vor dem Beginn des Buches, und erzählt wird eine Reihe sich steigernder «Rückfälle», bis zum Wiedereinsteigen in den alten Beruf und zu einer letztlich selbstzerstörerischen Gefügigkeit.

Das Buch hat in der Kritik ein sehr unterschiedliches Echo gefunden; es ist gerühmt, aber auch arg zerzaust worden. Vielleicht liegt den negativen Reaktionen ein Missverständnis zugrunde: Der Roman gehört zwar nach Art und Stil durchaus zum realistischen Genre, aber er enthält nicht einfach ein Porträt der Zeit und schon gar nicht, wie gesagt wurde, eine «politische Klimakunde». Würde dies zutreffen, müsste man der geäusserten Kritik zustimmen; denn für ein Zeitbild («Schweiz in den siebziger Jahren») ist die Darstellung zu einfach, zu anekdotisch, wohl zu karikaturistisch. Manche Stellen mögen auch tatsächlich der gängigen, der modischen Zeitkritik allzu sehr entsprechen. Aber das Buch ist so konsequent aus dem Blickwinkel eines Menschen geschrieben, als Tagebuch dieses einen vom Autor deutlich in Frage gestellten Public-Relations-Mannes, dass es vor allem als Spiegelung dieser Person, als Bestandesaufnahme eines Bewusstseins zu lesen ist. Der nicht vollzogene Widerstand, der verpasste Ansatz zu einer Veränderung (des eigenen Ichs, der umgebenden Welt) ist das Hauptthema des Buches, andersherum gesehen: die Unfähigkeit des Menschen, dieses einen Mannes, aus sich heraus zu leben, ohne Führung und Beifall durch seine Umgebung. Bezeichnend, dass er in der Zeit seiner frei gewählten Untätigkeit nicht etwa die Erfahrung der Freiheit und neue Einsicht in sich selbst gewinnt; er erfährt Nichtbeschäftigtsein vielmehr als Leere und Sinnlosigkeit und reagiert

darauf mit Krankheiten und halbherzigen Flucht- und Selbstmordversuchen. Nicht materielle Not und nicht äusserer Druck zwingen ihn zurück in die alte Arbeit, sondern ein Unbehagen an sich selbst, die Diskrepanz seines Tuns zu dem, was alle anderen tun. Die Zeit wird nur in ihrer indirekten Auswirkung gespiegelt: sie ist bereits Bestandteil der Person geworden, vielmehr hat sie einen nicht allzu widerstandsfähigen Menschen zur Unperson gemacht. Wie das Kind im Kasperletheater möchte der Leser manchmal dem Werbemann etwas zurufen, ihm Einhalt gebieten in seiner Überanpassung, die zur Selbstzerstörung führt (als Unperson ohne Durchschlagskraft hat er schliesslich auch im Beruf keinen Erfolg mehr, tut aus Angst das Falsche und wird wohl auf ein Nebengeleise geraten). In einer fast surreal wirkenden Szene zeigt Marchi am Schluss des Buches, wie sein Protagonist auf dem Flohmarkt in Amsterdam ein Paar Lackschuhe kauft, die ihn drücken und in die er seine Füsse nur mit fremder Hilfe zwängen kann. Da können wir uns selber agieren sehen – in nur geringfügiger Verzerrung.

*

Nun darf man keineswegs die hier vorgestellten, auch nach dem Zufall ihres Erscheinens ausgewählten Bücher als je stellvertretend für die ostdeutsche und die westliche Literatur auffassen. So einfach liegen die Dinge nicht; es gibt gewiss in der Literatur der BRD und der Schweiz auch in jüngster Zeit Werke, in denen Resignation lebhaft bestritten, Widerstand dargestellt wird. (Ich denke zum Beispiel an eine der letzten Erzählungen *Heinrich Bölls, Fahr nicht so oft nach Heidelberg,* oder an *Otto F. Walters Verwilderung.*)

Unter dieser selbstverständlichen Einschränkung darf aber die Frage gestellt werden, warum das Thema der Resignation oder Anpassung die Autoren offenbar so lebhaft beschäftigt und das Publikum den Eindruck hat, das Thema ginge es etwas an (eine solche Vermutung drängt sich auf jeden Fall auf, wenn man an *Martin Walser* und vor allem an den Erfolg seiner jüngsten Erzählung *Ein fliehendes Pferd* denkt).

Es ist nicht vor allem der äussere Druck, was die Schriftsteller beunruhigt; dieser Druck ist – wer möchte es bestreiten – vorhanden, unausgesprochen oder angedeutet mehr als formuliert, aber er bleibt doch immer – und auch dies wird man nicht bestreiten wollen – weniger bedrohlich, weniger stark als in einem Land wie der DDR. Wirkungsvoller, gefährlicher ist wohl etwas anderes: eine permanente, unhörbare und doch nicht zu überhörende Verlokkung zu Gleichschaltung in Lebensstil, Arbeit und Lebensgenuss, zu einem permanenten «Mitmachen», um den Ausdruck einem erfolglosen Drama eines grossen Autors zu entnehmen. Dass wir alle mitmachen, wollte man Dürrenmatt nicht recht glauben, weil er in seinem Drama das Problem bis in die letzte, eine tödliche Konsequenz zuspitzte. Aber der Begriff trifft unser Verhalten nicht schlecht, gerade wenn wir ihn aus dem Bereich des Tödlichen ins scheinbar Harmlose transponieren.

Es scheint mir denn auch besser, den zweifelhaften «Helden» in Otto

Marchis Roman (und mit ihm andere vergleichbare Figuren und Werke) nicht einfach pauschal unter den Begriff der Resignation zu stellen. Viel eher ist dieser namenlose Mann ein Anpasser oder eben ein «Mitmacher», wobei die Konsequenzen seines Handelns für die Gesellschaft zuerst noch nicht abzusehen sind. Er fühlt sich zum Mitmachen verpflichtet in Lebensstil und Lebensgenuss, isst wie alle Raclette und Fondue Chinoise, fährt übers Wochenende nach St. Moritz und Amsterdam; sein Fluchtversuch geht nach Venedig, und der Selbstmordversuch findet im wohltemperierten Hallenbad statt. Wie sollte er da im ganzen seines Lebens Kraft zum Ausscheren und zum Widerstand finden – zu dem, was Jurek Becker die «offene Übereinstimmung» nennt: ein Begriff, der es verdiente, in unsere schlagwortgefährdete Diskussion über das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Elsbeth Pulver

[1] Jurek Becker, Schlaflose Tage. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1978. – [2] Otto Marchi, Rückfälle. Roman. Collection S. Fischer, Frankfurt a. M. 1978.

HINWEISE

Fritz Reuter, «Das Leben auf dem Lande»

Fritz Reuter lebte von 1810—1874. Der vorliegende Roman, wenn man diesen Erinnerungen so sagen darf, spiegelt die Zeit um 1848 im Mecklenburgischen. Seine Originalfassung ist plattdeutsch geschrieben und trägt den Titel *«Ut mine Stromtid»*. Die Übersetzung ins Hochdeutsche geschah, «um den grossen Volksdichter wieder unter die Menschen zu bringen», heisst es im Vorwort. Damit haben die Herausgeber sicher recht. Denn das Buch ist äusserst lebhaft geschrieben. Es dokumentiert nicht nur die geschichtliche Situation um 1848, sondern führt dem Leser prächtige Charaktere vor Augen, von den Hauptgestalten bis zu den kleinen Nebengestalten und den schweigsamen Statisten, die dem Geschehen so das nötige Kolorit, den stimmigen, intensiven Hintergrund geben.

Im Mittelpunkt steht, seiner Originalität und Verbindungskraft wegen, der alte Inspektor Bräsig. Er hat die Fäden in der Hand, und zieht und ruckt daran oder lässt sie locker, je nach dem Stand der Dinge. Er fällt oft ins Plattdeutsche, wenn er spricht, denn er muss die kniffligsten und brenzligsten Situationen lösen, beziehungsweise retten. Dazu braucht es die ursprüngliche Kraft des Dialekts. Bräsig ist Junggeselle, obschon er einmal drei Bräute zur Hand hatte, erfahren, hell und frei zu jedweder Hilfe und zu manchem lustigen Streich. Gleich zu Anfang legt er sich ins Mittel, um seinem Freund Hawermann, der als Gutsverwalter durch Unglück und Ungerechtigkeit abwirtschaften musste, eine neue Stelle zu finden, und seinem kleinen Töchterlein eine

Mutter, da die eigene kurz zuvor gestorben ist. Hawermann wird Inspektor beim Herrn von Rambow auf Pümpelhagen, Luise, das Kind, kommt zu den Pastorsleuten. Bräsig ist zur Stelle, wie Hawermann vom jungen, unverständigen Herrn von Rambow, dem modern gesinnten Leutnant, aufs Altenteil gesetzt wird. Er muss raten, vermitteln, trösten und beschwichtigen. Diese seine Mission und seinen Lebenszweck erfüllt er polternd und scherzend, mit viel Enthusiasmus und Eulenspiegelei, schimpft über Christen und Heiden; am verhasstesten aber sind ihm die Unehrlichen und Schwindler, die Schleicher wie der Herr Pomuchelskopp auf Gürlitz, der nur ans Geld denkt und all sein Tun und Trachten nach diesem ausrichtet. Man kann die Darstellung eines schmutzigen Geldkerls im Seidengewand der Heuchelei fast nicht beschreiben, es sei denn, man zitiere längere Passagen aus dem Buch. Man kennt den Herrn zudem erst recht, wenn man auch Bekanntschaft mit seiner Familie gemacht hat: mit seiner Frau genannt Hühnchen, die immer recht und das letzte Wort hat, mit seinen Töchtern Malchen und Salchen, die echte Kücken ihrer Mutter sind, schliesslich mit seinem Sohn Gustäving, dem einzigen, der aus der Art schlägt, weil er ab und zu anständig ist mit den Untergebenen. Erst diese Totalität ergibt den Herrn Zamel Pomuchelskopp in seiner Geldgier. Dasselbe gilt für alle Personen. Sie lassen sich nicht in einem Wort, in einem Zitat fassen. Denn sie sind alle breit angelegt. Sie entwickeln sich nur allmählich gemäss dem Fluss der Geschehnisse und Ereignisse. Sie bestehen nicht nur aus sich selber, sondern gehen ebensosehr aus ihrer Umwelt hervor.

Um einen Eindruck von Reuters Erzählart zu geben, die Thomas Mann und Gottfried Keller begeisterte, muss ich deshalb einen ganzen Abschnitt zitieren:

Hawermann hat seinen neuen Herrn bekommen, den jungen Leutnant, Herrn von Rambow, und er fürchtet dessen Unerfahrenheit und gleichzeitige Freude am Kommandieren und Anordnen.

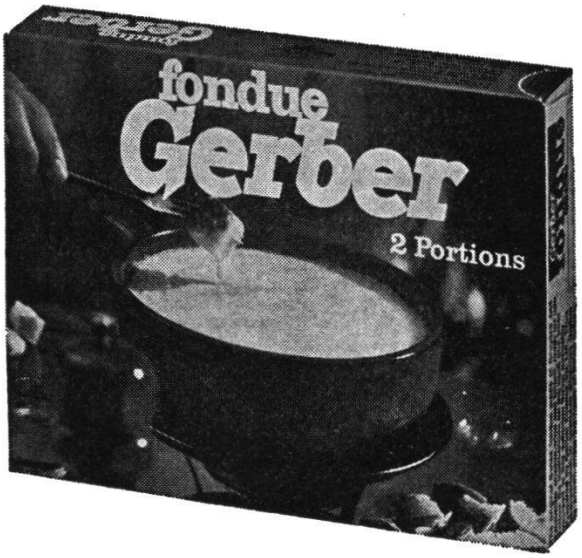
Als der Schulmeister fort war, sassen die beiden alten Freunde still und friedlich beisammen – denn Bräsig blieb heute die Nacht über in Pümpelhagen –, bis Hawermann tief aufseufzte und sagte: «Ach, Zacharies, ich glaube, das wird eine schlimme Zeit für mich.» – «Worüm das? Dein junger Herr is ein munterer, spassiger Mann. Was hat er heute mittag nich all for Sätze angegeben mit seiner Landwirtschaft.» – «Je, das ist es ja, du hältst das für Spass, und er hält das für Ernst.» – «Das hält er for Ernst?» – «Sicher tut er das. Er hat die Landwirtschaft aus den neumodischen Büchern studiert, und die stimmen schlecht mit unserer alten Art überein, und wenn ich auch gerne wollte, so kann ich mich in die neue Art und Weise doch nicht mehr reindenken, mir fehlen die Kenntnisse dazu.» – «Da hast du recht, Korl! – Süh, mit die Wissenschaft kommt mich das ümmer vor as mit de Seiltänzer Koltern und Waizmann. Wenn das von lütt auf an daran gewöhnt wird, auf den Turm raufzugehen, dass das nich düsig in den Kopp wird, denn danzt das in ollen Dagen mit Plesier slankweg jedes Seil entlanke, was die Wissenschaften aufgespannt haben. –

Verstehst du mir?» – «Ich versteh dich. Aber das haben wir in unseren jungen Jahren verpasst, und auf so einem Seil zu tanzen» – er zeigte auf das Buch – «da sind meine alten Knochen doch schon zu steif zu. – Ach, und ich will da auch gar nichts zu sagen, er kann ja meinetwegen selbst die Wirtschaft nach den neuen Moden führen, und ich will ihm nach Kräften darin beistehen, aber zu der Art Wirtschaft gehört ein grosser Geldbeutel, und den haben wir nicht . . .»

Dorothea Salvini

Neue Autorenbücher

In der Reihe der Autorenbücher, die *Heinz Ludwig Arnold* und *Ernst-Peter Wieckenberg* im Verlag von C. H. Beck *(Verlag edition text + kritik)* herausgeben, sind drei neue Titel erschienen: Rainer Nägele und Renate Voris über *Peter Handke,* Klaus Sauer über *Anna Seghers* und Rolf-Peter Carl über *Franz Xaver Kroetz.* Aufbau und Gliederung folgen einem erprobten Muster. Den biographischen Angaben schliesst sich eine ausführliche Darstellung des Werks an. Ein Literaturverzeichnis, das Primär- und Sekundärliteratur umfasst, sowie eine Zeittafel beschliessen die handlichen Arbeitsbücher. Für den Kritiker, den Studenten, für jeden, der sich mit zeitgenössischer Literatur befasst, sind die Autorenbücher ein willkommenes und zuverlässiges Hilfsmittel.



Gerber-Fondue eine Fertigmahlzeit in Frischhaltepackung

Mit Gerber-Fondue lassen sich auch rassige Käseschnitten zubereiten. Rezept auf der Rückseite jeder Packung.